

## Probekapitel

### Festschrift zur Verleihung des Erwin-Fischer-Preises 2000 an Karlheinz Deschner

#### „Das Subjektive ist das wahrhaft Objektive“

Laudatio anlässlich der Verleihung des Erwin-Fischer-Preises an Karlheinz Deschner

Eine Laudatio auf Karlheinz Deschner zu halten, ist eine ebenso schöne wie schwierige Aufgabe. Schön gleich aus drei Gründen:

Erstens, weil es Freude macht, für einen verehrten Autor den hochverdienten Lobgesang anstimmen zu können – *kein* „Te deum laudamus“ ...

Zweitens, weil der *Erwin-Fischer-Preis* ein signifikanter Preis ist, nicht einer aus der Gilde der Gießkannenpreise, überdies ausgezeichnet durch eine Art von „Inversion“, die hochrespektable Eigenschaft der Preisgeldlosigkeit, auf dass die Ehre um so größer und der Bezug von Namensgeber und Preisträger um so enger sei. Von den Kriterien für die Preisvergabe hebe ich nur das vierte noch einmal hervor: „Aufklärung“ – die von alten und neuen „postmodernen“ Dunkelmännern verständlicherweise so gerne gescholtene Aufklärung! – „über Wesen, Funktion, Strukturen und Herrschaftsansprüche von Religionen“.

Last but not least ist die Aufgabe überaus erfreulich, weil sie die hochwillkommene Gelegenheit bietet, jener altherwürdigen Institution den verdienten Tribut zu entrichten, der Karlheinz Deschner wie der Laudator seit Kindertagen innig verbunden sind: der allerchristlichsten aller Kirchen, der es gelungen ist, aus ihrer Geschichte über weite Strecken eine Kriminalgeschichte zu machen. Auch hier: Ehre, wem Ehre gebührt! Die Kardinaltugend der Gerechtigkeit darf man am allerwenigsten dort vermissen lassen, wo es um die Unbarmherzigkeit einer sich stets auf Barmherzigkeit berufenden Institution geht.

Schwierig ist die Aufgabe, weil der Laudator für sie im höchsten Maß der inspirativen, der sozusagen „parakletuellen“ Gnade, der Hilfe des Heiligen Geistes bedürftig ist. Deschners riesiges Lebenswerk zu überblicken, das sich aus einem noch riesigeren kriminalgeschichtlichen Fundus nährt, von seinem literarischen, essayistischen, aphoristischen Werk ganz zu schweigen, ist unmöglich. Welch beispiellose Zähigkeit! Welche selbstauferlegte, welche aufgenötigte Tortur, allmorgendlich an den Schreibtisch zu gehen, um den Hahn nicht bloß dreimal, sondern vieltausendmal und immer wieder krähen zu hören – eine eigentlich viel zu ländlich-schöne historische Metapher. Zumeist waren die Laute, die Schreie der Frühe ganz anderer Natur: das akustische Echo eines keineswegs bloß in *verbaler* Verleugnung sich erschöpfenden petrinischen Verrats.

Angesichts eines solchen auch nicht irgendwie zu bewältigenden Stoffs beschränke ich mich darauf, in möglichst pointierter Form einige Akzente zu setzen. Sehr persönliche Perspektiven spielen dabei natürlich immer mit – Sie haben das schon gespürt. Aber im Gegensatz zu den Maximen einer pseudoobjektivistischen historischen Hermeneutik sind solche persönlichen Perspektiven durchaus legitim. Sie relativieren die unfrohe geschichtliche Botschaft nicht, die von der Kriminalhistorie zu überbringen ist – sie nehmen die angeblich Frohe Botschaft vielmehr beim Wort. Sie sind Ausdruck authentischer persönlicher Erfahrung, die beglaubigt – am allermeisten, wenn es um die Gründe geht, aus denen ein Glaube nicht „verloren“, sondern aufgegeben worden ist.

Diese sehr persönliche Erfahrung fängt meistens in Kindertagen, ja, sozusagen „ab ovo“ an, weil die Kirche sich seit je – wie keine andere Herrschaftsorganisation – der Kinder und der Kindheit bemächtigt, beginnend mit der Zwangstaufe Unmündiger, als deren Rationalisierung die Erbsünden-Ideologie herhält, fortgesetzt mit einer Erziehung, die man selber gerne „Indoktrination“ nennt, wenn sie von *anderen*, von konkurrierenden Glaubenssystemen geübt wird. Dieser Aspekt ist so zentral, dass ich mir – mit

Deschners schönem paradoxen Aphorismus im Gepäck: „Die Freiheit des Christenmenschen beginnt mit der Zwangstaufe“ – gleich eine Abschweifung gestatte, die indes mit den Zielen des *Erwin-Fischer-Preises* auf das Engste zusammenhängt, die Abschweifung zu einem maßstabsetzenden Freigeist, von dem sich auch Karlheinz Deschner nährt: zu Arthur Schopenhauer, dem atheistischen Buddha von Frankfurt, nach Nietzsches rühmendem Wort der „erste eingeständliche und unbeugsame Atheist, den wir Deutschen gehabt haben“. Im zweiten Band der *Parerga und Paralipomena*, im 15. Kapitel „Ueber Religion“ heißt es:

„[...] die Religionen wenden sich ja eingeständlich nicht an die Überzeugung, mit Gründen, sondern an den Glauben, mit Offenbarungen. Zu diesem letzteren ist nun aber die Fähigkeit am stärksten in der Kindheit: daher ist man, vor Allem, darauf bedacht, sich dieses zarten Alters zu bemächtigen ... Wenn nämlich dem Menschen, in früher Kindheit, gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten; da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß, in der Regel, d. h. in fast allen Fällen, der Mensch fast so unfähig seyn wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz, zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum Einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist Das wahr? [...] So stark ist demnach die Gewalt früh eingepprägter religiöser Dogmen, daß sie das Gewissen und zuletzt alles Mitleid und alle Menschlichkeit zu ersticken vermag. Willst du aber was frühe Glaubenseinimpfung leistet, mit eigenen Augen und in der Nähe sehn; so betrachte die Engländer. Sieh' diese von der Natur vor allen andern begünstigte und mit Verstand, Geist, Urtheilskraft und Charakterfestigkeit mehr, als alle übrigen, ausgestattete Nation, sieh' sie, tief unter alle andern herabgesetzt [...] durch ihren stupiden Kirchenaberglauben, welcher, zwischen ihren übrigen Fähigkeiten, ordentlich wie ein fixer Wahn, eine Monomanie, erscheint. Das haben sie bloß Dem zu danken, daß die Erziehung in den Händen der Geistlichkeit ist, welche Sorge trägt, ihnen sämtliche Glaubensartikel in frühester Jugend so einzuprägen, daß es bis zu einer Art partieller Hirnlähmung geht, die sich dann zeitlebens in jener blödsinnigen Bigotterie äußert, durch welche sogar [...] höchst verständliche und geistreiche Leute unter ihnen sich degradiren und uns an ihnen ganz irre werden lassen. Wenn wir aber nun erwägen, wie wesentlich es zu dergleichen Meisterstücken ist, daß die Glaubenseinimpfung im zarten Kindesalter geschehe; so wird uns das Missionswesen nicht mehr bloß als der Gipfel menschlicher Zudringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, sondern auch als absurd erscheinen ...“

Die pädagogische Konsequenz aus dem kirchlichen Kindesmissbrauch – ja, man muss es so hart sagen, weil es eben um Kinder, um Abhängige, um in dieser Hinsicht Wehrlose geht – wird von Schopenhauer ebenfalls im zweiten Band der *Parerga und Paralipomena*, im 28. Kapitel „Ueber Erziehung“ gezogen:

„Eben weil früh eingesogene Irrthümer meistens unauflöslich sind und die Urtheilskraft am spätesten zur Reife kommt, soll man die Kinder, bis zum sechszehnten Jahre, von allen Lehren, worin große Irrthümer seyn können, frei erhalten, also von aller Philosophie“ – Schopenhauer redet nicht pro domo! –, „Religion und allgemeinen Ansichten jeder Art [...]“.

Doch das Gegentheil ist der Fall, wie Schopenhauer nur zu gut weiß. Also muss eine korrektive Erziehung erst einmal kritisch, bezüglich der eingefleischten Vorurteile, Dogmen, Chimären negativ sein.

Was den Laudator betrifft – ich erwähne das, weil es seine allersubjektivste Befangenheit auf das Drastischste offenlegt –, so hat er seine einschlägige Erfahrung unter dem Titel „Kindheitsvergiftung“ dokumentiert, Tilmann Mosers *Gottesvergiftung* ist der Prototyp. Karlheinz Deschner hat in diesem Punkt, wie er mir einmal angedeutet hat, zumindest hinsichtlich des familiären Hintergrunds bessere Erinnerungen. Ich bin eher gezwungen, mich an jene psychoanalytische Maxime zur Selbsttherapie ekklesiogener Neurosen zu halten, die die Neigung zum erlernten christlichen Masochismus immerhin etwas kompensiert: Wer den Schaden hatte, darf auch für den Krankheitsgewinn sorgen ...

Karlheinz Deschner ist der markanteste und – das ist nur folgerichtig – der umstrittenste zeitgenössische Kritiker der Geschichte des Christentums, insbesondere der Geschichte der katholischen Kirche. Man muss schon einige Zeit zurückgehen, um auf eine ähnlich engagierte Auseinandersetzung zu stoßen, auch wenn der Vergleich natürlich nicht überstrapaziert werden darf: auf Voltaires „Ecrasez l'infâme!“ Ein Einzelner fordert eine ganze Institution in die Schranken – in gewissem Sinn, wenn man ihr damit nicht zuviel der negativen Ehre antäte, die institutionellste aller Institutionen, die nach wie vor felsenfest und eisenhart „ex cathedra“ spricht.

Seit nun schon über vierzig Jahren schreibt Karlheinz Deschner gegen das an, was der Titel seines auf zehn Bände – eine andere Art von Dekalog – geplanten Hauptwerkes die „Kriminalgeschichte“ nennt; deutlicher wäre, weil der vermutlich verlegerisch bevorzugte Titel allzu moderat detektivisch daherkommt: die Verbrechensgeschichte des Christentums.

Fürwahr! Deschner formuliert als Historiker eines über zwei Jahrtausende fortgesetzten Verbrechens. Er tut es scharf und prägnant, im buchstäblichsten Sinn treffend. Das hat er bereits früh auch jenseits der Kirchenkritik mit seinem Buch *Kitsch, Konvention und Kunst*, einer fulminanten Streitschrift gegen die literarische Anti-Moderne hierzulande, bewiesen. Die neudeutsche „Streitkultur“ erlegt uns in der Polemik einige Zurückhaltung auf. Aber warum denn, wenn sie den Kern der Sache trifft? In der *Kriminalgeschichte des Christentums* ist völlig offensichtlich, dass Deschner gleichsam als kirchenhistorischer Anti-Tacitus „cum ira et studio“, mit Zorn und Hitze schreibt – und er bestreitet es überhaupt nicht. Zur Not entscheidet er im Zweifel auch gegen den Angeklagten. „Ich schreibe aus Feindschaft“, hat er so freimütig wie direkt und risikofreudig bekannt. Aber Deschner fügt sofort hinzu, dass das nicht auf irgendein Ressentiment zurückzuführen sei, sondern eine sehr persönliche Antwort auf die Geschichte meint: „Die Geschichte derer, die ich beschreibe, hat mich zu ihrem Feind gemacht.“

In einer persönlichen Antwort wie dieser aber kann und soll es gar nicht um eine „ausgewogene“, wohlproportionierliche Darstellung gehen, die nach den Maximen historiographischer Kastraten die Kämpfe der Geschichte stilllegte und jedermann den Schlaf des Gerechten schlafen ließe, sondern in der Tat um Parteilichkeit. Das kann man „tendenziös“ nennen.

Wenn man das „tendenziös“ nennen will – und es gibt genügend Repräsentanten der „ecclesia militans et triumphans“, die das tun –, dann hat man zweifellos recht – und rennt sperrangelweit geöffnete Türen ein.

Statt „tendenziös“ freilich würden wir richtiger „moralistisch“ sagen. Denn dieser Verbrechenshistoriker schreibt als Moralist. Daher Deschners meistgebrauchtes Satzzeichen, das Ausrufezeichen, das auch beim tausendundersten Verbrechen nicht aus dem entrüsteten Staunen herauskommt, gar nicht herauskommen will. Nein, abgebrüht, cool, enttäuschungsfest, gar zynisch ist Deschner nicht. Der zentrale Impuls seiner Kritik ist sogar eine Moral, die man – ironisch genug – in einem doppelten Sinn „christlich“ nennen könnte: Sie orientiert sich an humanen Prinzipien, zu denen sich die Bergpredigt, Teile des Urchristentums und hier und da vielleicht auch Geister bekannt haben, die ich „franziskanisch“ genannt hätte, wenn ich nicht durch Deschner eines Schlechteren über das „Franziskanische“ belehrt worden wäre.

Aber Deschners Moral ist zugleich rigide, „christlich“ im weniger gnädigen Sinn. Mit rigoroser Konsequenz wendet er einen der bekanntesten biblischen Grundsätze auf die Geschichte des Christentums selber an: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Wie denn auch anders bei einer Organisation, die stets maximale moralische Ansprüche erhebt, um sie über große Strecken ihrer Geschichte für sich selbst außer Kraft zu setzen; die jüngst noch demonstriert hat, mit welcher gottbegnadeter Nonchalance sie historische Schuldbekennnisse versteht: als Gelegenheit, generös eben jenen ihrer Mitglieder zu verzeihen, mit denen sie sich sonst als Institution dogmatisch identifiziert. „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht nass!“ Wenn Päpste Verbrecher waren, gewährt ihnen die Kirche die Absolution als Institution, die sich „ex cathedra“ zur Not auch auf diese Verbrecherpäpste gründet.

Kurzum: Bei Deschner findet eine Art von kirchenhistorischem jüngsten Gericht statt. Ein enttäuschter Christ spricht sein Urteil über ein kriminell gewordenes Christen-

tum. In der Tat fatal, wenn man den Baum an seinen Früchten erkennen soll. Was hat die Geschichte des Christentums aus den Ansätzen einer Liebesreligion gemacht! Ja, es stellt sich sogar die Frage, ob nicht noch dieses Urteil zu gnädig ist. Denn es lässt in Bezug auf die Ansätze mildernde Umstände gelten, die ein rabiater Bibel-Leser wie Franz Buggle in seinem Buch *Denn sie wissen nicht, was sie glauben* nicht mehr einräumt. Mit einer gegen den Strich der vermeintlichen Liebesreligion gerichteten Lektüre zeigt sich dort, was schon in den Bibel-Texten selber dieser Heiligenlegende widerspricht. Die Früchte und der Baum – so verschieden sind sie nicht immer. Selbst das Modell einer verbrecherischen Entstellungsgeschichte wird der wahren Sachlage nur begrenzt gerecht.

Deschner macht denn auch bei aller Hochschätzung des synoptischen Jesus die brutalen Zusammenhänge deutlich – etwa zwischen dem notorischen Anti-Judaismus der Evangelien und den antisemitischen katholischen Kirchenvätern von Johannes Chrysostomos bis Adolf Hitler. Die gleichsam hygienische, desinfizierende Scheidung zwischen kirchlichem Anti-Judaismus und rassistischem Antisemitismus ist zu säuberlich, um mehr als die Weißwäscherei eines postum ausgestellten Entnazifizierungsscheines zu sein.

Doch es genügt vollauf, sich die Kriminalgeschichte als Entstellungsgeschichte zu vergegenwärtigen. Ich gebe zwei allgemein interessierende Beispiele und eines, das mich wieder sehr persönlich berührt hat.

Wir haben vermutlich alle in den Anfängen unserer schulischen oder auch häuslich-familiären kirchenhistorischen Bildung das Wort „Christenverfolgung“ buchstabieren gelernt. Wie selbstverständlich meint es die Verfolgung *der* Christen, Genitivus objectivus, neronische Menschenfackeln, hingemordete Blutzengen, die im circensischen Staub ohne auch nur einen Hauch von Gegenwehr den tierischen und menschlichen Bestien ihr Leben im Fleische hingeben, auf dass dereinst ihre Seele lebe und triumphiere. Ich zitiere aus dem *Großen Herder* von 1910 den Artikel „Christenverfolgung“, der in Kurzform jene Art von Kirchengeschichtsschreibung vorstellt, gegen die Deschner anschreibt; zugleich ist der Artikel eine eindrucksvolle Etüde in dem schon gewürdigten christlichen Anti-Judaismus:

„Christenverfolgung, Versuch, das Christentum gewaltsam zu unterdrücken; bes. häufig zur Zeit seiner Ausbreitung. Die jüd. Obern ließen die Apostel wiederholt ergreifen und geißeln, den Stephanus steinigen, andere Christen einkerkern und töten [...]; seit der Zerstörung Jerusalems (70), nam. im Aufstand Barkochebas wurden die Christen blutig verfolgt. Im Römerreich waren sie, obwohl von den Juden bei den römischen Beamten als Aufwiegler und Hochverräter verdächtigt, zunächst als jüdische Sekte geduldet; als Claudius um 50 Juden und Christen aus Rom vertrieb, wurden beide noch nicht unterschieden. [...] Seit Augustinus zählte man entsprechend den zehn ägyptischen Plagen, allerdings geschichtlich nicht ganz zutreffend, gewöhnlich zehn große Christenverfolgungen im römischen Reich [...] Schon unter Domitian, da die Grundverschiedenheit des Christentums vom Judentum offen zu Tage getreten war, ward ersteres als verbotene Religion behandelt [...] Überhaupt war die Lage der Christen im 2. Jh. eine mißliche.“ Ich überspringe die weiteren Plagen, um gleich von den Juden und Römern auf den Islam zu kommen: „In Persien wurden die Christen von 345 bis ins 7. Jahrhundert blutig verfolgt; die Mohammedaner unterdrückten überall in den eroberten Ländern Christen und christliche Kultur. Über Christenverfolgungen in den Missionsländern [wahrhaftig ein schönes Wort, wir dürfen unter anderem an Pizarros Peru, Cortez' Mexiko denken; L. L.] siehe d. betreffenden Artikel.“

Soweit also die Christenverfolgungen des *Großen Herder*. Aber noch die zwanzigste, die letzte Auflage der Brockhaus-Enzyklopädie hält dem Genitivus objectivus, der Verfolgung *der* Christen, die historische Treue, der Antijudaismus klingt immerhin noch von ferne an:

„Christenverfolgungen, in der Antike die Versuche der römischen Kaiser, Statthalter oder örtlichen Instanzen, das Christentum als staatlich nicht anerkannten Kult einzudämmen oder gar auszurotten. Christenverfolgungen gibt es vom Beginn des Christentums an. Im NT werden sie bereits vorausgesetzt und theologisch reflektiert. Zunächst auf den jüdischen Einflussbereich beschränkte ...“

In der Tat: „Christenverfolgungen gibt es vom Beginn des Christentums an.“ Nur haben wir bei Karlheinz Deschner das Wort im Sinne der Verfolgung *durch* die Christen, im Sinn des Genitivus subjectivus also, lesen gelernt. Und dieser grammatisch-historische Paradigmenwechsel ist angesichts des immer wieder gegen Deschner geltend gemachten Subjektivitätsvorwurfs von schönster Ironie: Das „Subjektive“ ist das wahrhaft „Objektive“, während der Genitivus objectivus der „Christenverfolgung“ sich als veritable Geschichtsklitterung, ja, sagen wir es ruhig deutlich: als zynische Selektion unter den Opfern der Geschichte, als Vertauschung der Täter- mit der Opferrolle entpuppt.

Aber wir wollen nicht ungerecht werden: Nicht viel später fügt die Geschichte des Christentums – genauer: der Christentümer – die glückliche Synthese von Genitivus subjectivus und objectivus hinzu: die Verfolgung *der* Christen *durch* die Christen.

Mein zweites Beispiel gilt – im traditionellen Sinn des Genitivus objectivus – dem *Ende* der Christenverfolgungen im römischen Reich, im Sinn Deschners und des Genitivus subjectivus ihrem brutalen Beginn. Es geht um Kaiser Konstantin, den die Kirchengeschichte – mit dem ihr eigenen Gespür für das treffende Wort – gerne den „Großen“ nennt und den die vatikanische Fälscherwerkstatt mit der so genannten „Konstantinischen Schenkung“ noch bereitwilliger beerbt hat. Doch hier ist weniger die Person als die Symbolik von Interesse.

Am 28. Oktober Anno Domini 312 trafen in Rom an der Milvischen Brücke die Heere von Kaiser Maxentius und von Konstantin, seinem Schwager und ehemaligen Mit-Cäsar im römischen Westreich, aufeinander. Das Heer des Maxentius wurde in der blutigen Schlacht, die es mit dem Rücken zum Tiber führen musste, vernichtend geschlagen. Maxentius selber ertrank im Fluss wie seine schwer gerüsteten Soldaten, die im tiefen Wasser untergingen wie Blei. Der christliche Kirchenhistoriker Lactantius weiß: „Die Hand Gottes waltete über dem Schlachtfeld.“ Die Leiche des Maxentius wurde sodann mit dem weiteren Walten Gottes aus dem Schlamm gefischt. Man schlug ihr den Kopf ab. Beim obligatorischen Triumphzug Konstantins wurde das Haupt mit Steinen beworfen, anschließend die entstellte Trophäe im Reich vorgeführt – sozusagen eine invertierte Reliquie. Die eigentliche Pointe der Geschichte liefert indes die bekannte Legende, die sich um diesen Sieg Konstantins rankt. Der Kirchenhistoriker Eusebius von Caesarea hat sie überliefert, Raffael sie neben anderen später ins Bild gesetzt. Vor der Entscheidungsschlacht gegen Maxentius sei Konstantin ein Kreuz über der Sonne erschienen – dem „sol invictus“, dem alten, später von dem angeblichen „Apostaten“ Julian für drei Jahre wieder inthronisierten Gott. Die griechische Kreuzinschrift lautete: „toutō nikā“, das hieße wörtlich übersetzt: „damit siege!“, lateinisch „in hoc vince“. Aber es wurde bald mit einer falschen Übersetzung „In hoc signo vinces“ daraus: „In diesem Zeichen wirst du siegen.“

Nun, so eindrucksvoll wie bei der „Konstantinischen Schenkung“ ist hier die Fälschung auf den ersten Blick nicht. Die Hinzufügung des „Zeichens“, die Umformulierung des Imperativs in eine (ex post beträchtlich erleichterte) Sieg versprechende Prophezeiung – das verstärkt die Intention, aber es verkehrt sie nicht. Die weit massivere Verfälschung liegt auf einer anderen Ebene. Mit militärischen Siegen hatte das Christentum bis dahin nach Lage der historischen Machtverhältnisse nur wenig zu tun gehabt. Sieg und Kreuz – das reimte sich nicht, jedenfalls nicht in diesem Sinn. Und erinnerte man sich noch an die neutestamentlichen Seligpreisungen der Feindesliebe, dann war der militante Sieg des Kreuzes in Wahrheit seine Niederlage, der unaufhaltsame Aufstieg des Christentums zur Macht sein Fall; mit einer Gibbon-Variation gesagt: „The rise *as* decline of Christianity ...“. Oder, mit einer umformulierten lateinischen Schulweisheit, die uns früher gerne als philosophisches Schweigegebot eingebläut worden ist: „si *non* vicisses, Christianus mansisses“, „Hätte das Christentum *nicht* gesiegt, wäre es vielleicht, vielleicht christlich geblieben“, in dem Sinn, den das Wort *auch* haben kann. Doch so wurde, wie Deschner so drastisch beschreibt, aus dem Christentum die Erfolgsgeschichte der Christenheit. Die Kirchenväter, allen voran der grausame Augustinus, dieser begabteste und schlimmste, gegenüber seinem Gott devoteste, gegenüber den Menschen herrschaftsbegierigste unter den Kirchenvätern, beeilten sich die Lehre vom gerechten Krieg nachzuliefern. Und in der „Neuen Welt“, die in diesem Betracht noch älter als die Alte Welt war, konnte ein später Nachfahre des großen Konstantin „in diesem siegreichen Zeichen“ ein

amerikanisches Atom-U-Boot auf den Namen der Stadt Corpus Christi taufen... Fürwahr eine „kontrastive“ Lektüre der Kirchengeschichte, die Deschner hier wie in zahllosen anderen Kapiteln ermöglicht. Und es ist alles andere, als bloß Stoff von gestern.

Mein drittes Beispiel ist, wie schon angekündigt, ein persönliches. Beim vierten Band der *Kriminalgeschichte*, der das „blutbefleckte und weihrauchgeschwängerte“ Frühmittelalter bis zum Tode Karls „des Großen“, eines weiteren der viele „Großen“, umfasst, war der Laudator naturgemäß besonders neugierig auf das, was wohl sein münsterländisch-westfälischer Namensheiliger, der ihn seit seinen frühesten Erinnerungen als Vorbild im christkatholischen Glauben geleitet hat, zur Geschichte des Christentums an kriminellen Energien beigetragen haben mag.

Gerechterweise steht es gar nicht einmal so schlimm um ihn, gemessen an den anderen heiligen Verbrechern der Zeit. Immerhin, als was entpuppt sich der Hl. Ludger, althochdeutsch korrekt: Liudger, der zum „Speer Gottes“ transformierte vormalige „Speer des Volkes“, der erste Bischof von Münster? Als feiger Missionar, der sich stets nur unter kriegerischem Geleitschutz über die heilbedürftigen Friesen und Helgoländer zum Bekehrungsgeschäft hermacht, ihre Heiligtümer verwüstet (fürwahr das Gegenteil eines konservatorischen Geistes) und sofort das Weite sucht, wenn Gefahr dräut: eine etwas moderatere Version jenes Zwangsbekehrers und Umweltfrevlers, den wir unter dem Namen des hl. Bonifatius verehren.

Gleichwohl Anlass genug, noch einmal kurz über Deschners Satz: „Die Freiheit des Christenmenschen beginnt mit der Zwangstaufe“ und den mit ihr verbundenen Akt der Namengebung nachzudenken. Natürlich haben sich auch die durchaus wohlmeinenden Eltern des unheiligen Ludger etwas dabei gedacht. Vielleicht haben sie ihm seinerzeit noch ein geistliches In-Spuren-Gehen zgedacht. Vielleicht sind solche Erwartungen, Hoffnungen unvermeidlich. Aber sie müssen, sie dürfen enttäuscht werden, weil Kinder nun einmal, zumal in Glaubensdingen, ihre eigenen Wege gehen. Doch das will, das kann eine auf den Fels der Zwangstaufe gegründete geistliche Zwangsgemeinschaft nicht wahrhaben und hält für diejenigen, deren Zugehörigkeit sich keinem Akt der Freiheit verdankt, wenn sie von eben dieser später Gebrauch machen, die Karriere des „Renegaten“, des „Apostaten“ bereit – in der Tat ein starkes Stück. – Soweit also der heilige Liudger.

Weit fataler steht es indessen um seinen Auftraggeber, den ebenfalls heilig gesprochenen Kaiser Karl, den „so genannten Großen“, wie er bei Deschner heißt. Dass Deschner nur wenig Heiligmäßiges bei ihm entdecken würde, war zu erwarten. Aber man muss doch einräumen, dass die lapidare Beschreibung etwa des „Verdener Blutbades“, eines der an schneidender Dissonanz unüberbietbaren Meisterstücke Deschnerscher Kriminalgeschichtsschreibung, ihren Eindruck schwerlich verfehlt. Da werden im Jahr des Herrn 782 kurz und kopf-ab 4.500 unchristlich-widerspenstige Sachsen hingemetzelt. Einige Kirchenhistoriker, übrigens über die Konfessionsgrenzen hinaus, versuchen diese allerchristlichste „action directe“ später abzumildern, indem sie entweder bei der Zahlenangabe ein paar Nullen abziehen oder, noch überzeugender, indem sie das „decollare“, das „Enthaupten“ der Quellen, als Schreibfehler – offenbar waren die Schreiber nicht inspiriert – für das „delocare“, die „Aus- oder Umsiedlung“ – vermutlich ins Jenseits – erklären. Sinnreicherweise glückte das u. a. einem Kirchenhistoriker des Jahres 1936, zu Zeiten also, wo sich künftige „Aus- und Umsiedlungen“ bereits abzeichneten.

Aber die Reichsannalen halten nun einmal für den sowohl großen wie heiligen Karl die Zahl von 4.500 Geköpften fest, vergessen freilich auch nicht hinzuzufügen, dass er bald darauf Weihnachten feierte. Er war eben der „Leuchtturm Europas“, der „Apostel des sächsischen Stammes“. Und was zählen schon die paar Toten im Verhältnis zu den Tausenden und Abertausenden, die er dem ewigen Feuer entrissen hat, gegen ihren unverständigen Willen, gewiss, aber zu ihrem wohlverstandenen Heil.

Deschners Aphorismen liefern die nötigen prinzipiellen Kommentare dazu – man muss sie neben den Bänden der *Kriminalgeschichte* lesen, nicht zuletzt deswegen, weil sie, mehr als die spröde Historie das kann, den überaus prägnanten Aphoristiker, den konturenscharfen Schriftsteller zeigen. Ich zitiere: „Um Gottes willen!“ – bedeutet das je etwas Gutes?“ – „Verflucht sei der Mensch, der sein Schwert vom Blut zurückhält!“

war das Lieblingswort eines der berühmtesten 'Heiligen Väter', Gregor VII.“ – „Alle Kreuzwege“, so das Resümee, „führen nach Rom.“

Von der Frühgeschichte der „Christenverfolgungen“ bis zur Geschichte der Päpste im letzten Jahrhundert, die mit den verbrecherischen faschistischen Mächten ihren diplomatischen Pakt schlossen, und bis zum heutigen Christentum, das sich drängendsten Überlebensfragen der Menschheit so stellt, dass es die Menschen auf dem Altar einer neurotischen Sexualmoral opfert, zeigt Deschner eine Kontinuität von Fälschung und Verdummung, Ausbeutung und Herrschaft, Missbrauch und Vernichtung auf: die Geschichte einer so genannten „Liebesreligion“ als eine einzige Blutspur. Aus den vermeintlichen Opfern, den „Blutzeugen“, den „Märtyrern“, werden die Täter. Die so genannte Heiligenlitanei wird zu einer Unheiligenlitanei umgeschrieben. Die apologetische Unterscheidung von weltlicher, von profaner, und von kirchlicher, gar von Heilsgeschichte ist purer Zynismus. Wenn nach dem Evangelium des Historismus jede Epoche „unmittelbar zu Gott“ sein wollte, so scheint die nun eher „unmittelbar zum Teufel“. Aber es genügt vollauf zu sagen, dass die von Deschner beschriebene Geschichte an brutalster Weltlichkeit nicht zu überbieten ist. Der Heiligenschein, in den sie sich hüllt, wird zerrissen – wenn man so will: gnadenlos. Aber die Wahrheit ist nun einmal nicht immer gnädig.

Folgerichtig hat es Deschner an Gegnern nicht gefehlt. Der alte chauvinistische und militaristische Satz: „Viel Feind, viel Ehr“ trifft hier ausnahmsweise einmal ins buchstäblich Schwarze. Wie man schon aus der Bibel weiß: Ärgernisse müssen zwar kommen; wehe aber dem, durch den sie kommen. Schon 1971 stand er, Sohn eines katholischen Vaters, einer zum Katholizismus konvertierten Mutter, Zögling diverser Ordenschulen, kurzfristig Student der philosophisch-theologischen Disziplinen, in Nürnberg wegen „Kirchenbeschimpfung“ vor Gericht. Man tut keiner der beteiligten Parteien Unrecht, wenn man vermutet: 400 Jahre früher hätte er beste Chancen gehabt, auf dem Scheiterhaufen zu enden. Und noch heute wird mancher Rechtgläubige nicht zögern, bei ihm den „influxum diabolicum“ des großen Verwirrers zu diagnostizieren, der umhergeht wie ein kriminalhistorisch brüllender Löwe. Denn aus eigenem Fundus oder gar dem der Geschichte kann man doch auf eine solche Geschichtsschreibung gar nicht kommen ...

Es folgte eine längere Phase, in der man versuchte, Deschner wenigstens totzuschweigen. Inzwischen, wo das gegenüber dem Träger des *Arno-Schmidt-Preises* (1988), des *Alternativen Büchner-Preises* (1993), des *International Humanist Award* (ebenfalls 1993) und nun des *Erwin-Fischer-Preises*, der in dieser großen Reihe steht, nicht mehr möglich ist; auch angesichts einer enormen Breitenwirkung (von den ersten Bänden der *Kriminalgeschichte* wurden weit über 100.000 Exemplare aufgelegt), bemüht sich die kirchenhistorische Anti-Kritik um Schadensbegrenzung. Ganze Symposien mit den obligaten Sammelbandresultaten wurden organisiert, die nach bester christlicher Tradition der Logik der Retourkutsche folgten: *Kriminalisierung des Christentums?* lautete die Frage. Natürlich wird es bei einem Riesenwerk dieses Zuschnitts, das einem Einzelnen eine schier unglaubliche Arbeitsleistung abverlangt, immer etwas zu korrigieren geben. Und ganz gewiss ist und schreibt Deschner angreifbar. Ich zitiere noch einmal: „Ich schreibe aus Feindschaft.“

Aber: „Die Geschichte derer, die ich beschreibe, hat mich zu ihrem Feind gemacht.“ Auch wenn es noch ganz andere Früchte am Baum des Christentums gegeben hat, zumal solche, die nicht in der Makrohistorie auftauchen, so kann doch nur jene apologetische Lesart, die sich am Bild der „ecclesia militans et triumphans“ orientiert, behaupten, dass Deschners Kriminalgeschichte Karikatur sei. Wer der von ihm nachgezeichneten Blutspur folgt, wird sich dem schlimmen Gesamteindruck kaum entziehen können. Einstweilen gibt die Amtskirche ihre Schuldbekennnisse von dem schon erwähnten Zuschnitt ab: „tea culpa, tea culpa, tea maxima culpa ...“

Aber lassen wir das, um zum seligen Ende wenigstens für einen Moment vom angenehmeren Persönlichen zu sprechen. Wer das Glück hat, Deschner auf einer seiner Vortragsreisen, seiner anti-missionarischen Missionarsfahrten zu begegnen, entdeckt alles andere als einen frommen Duckmäuser, ganz gewiss, mehr noch aber einen überaus liebenswürdigen Menschen von unprätentiöser Bescheidenheit. Wer einen eisenfressenden, ingrimmigsten und humorlosen Kirchenhasser erwartet hat, der zum Frühstück einen Bischof, zum Mittagessen einen Kardinal und zum Abendessen allemal

einen Papst verspeisen muss – nach dieser Logik wären wir jetzt beim Abendessen –, der wird auf das Humanste enttäuscht sein. Apropos des Humanen füge ich noch hinzu: Man muss Deschner über das sprechen hören, was in den Schlachthöfen dieser Erde vom „homo sapiens carnivorus“ den Tieren angetan wird, und man hat ein leises Echo dessen, was er über die ein- und abgesegneten Schlachthöfe des christlichen Menschen in 2000 Jahren Geschichte des Christentums zu berichten hat.

Anlässlich dieser Preisverleihung muss man ihm wenigstens eine kurze Unterbrechung seiner brutalen Arbeitsfron, auch der psychischen Quälerei, die damit verbunden ist, wünschen – vielleicht gar die Gelegenheit für ein weiteres Reisebuch über seine geliebte fränkische Heimat, über Jütland oder über das mafiose, das katholische, das so eindrucksvolle Sizilien. Aber seine Leser wünschen ihm und auch für sich selbst, dass er weiterhin den kriminalhistorisch erforderlichen langen Atem habe, der – weiß Gott! – vonnöten ist, wenn nach dem bald erscheinenden siebenten Band auch noch die verbleibenden sechs Jahrhunderte ihren Kriminalhistoriker finden sollen. Deschner hat mir einmal erzählt, dass aus diesem Wunsch heraus gute, ja allerbeste Christen schon Messen für ihn lesen lassen. – Das lässt unsereinen fast wieder an das Gute und Aufrechte im Christentum glauben. Nicht nur Paris wie für Henri IV. – auch Deschner ist eine solche Messe wert. Gleichwie: Ich gratuliere Karlheinz Deschner ganz herzlich zu dem hochverdienten *Erwin-Fischer-Preis* – und den Preisverleihern zu ihrem Preisträger.